

polis

Zeitschrift für Stadt und Baukultur

2-3/2002

Oktober 2002

14. Jahrgang

€ 7,50

ISSN 0938-3689

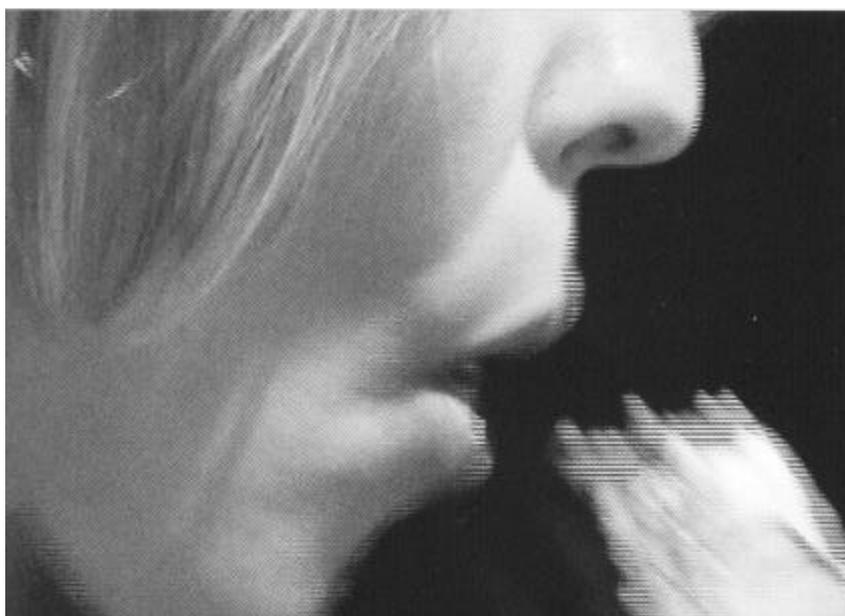
G 10603

Perspektiven



DER ATEM DER STADT

Ein Gespräch mit dem Leipziger Planungsnetzwerk L21



Unter uns summt die Gottschedstraße. Direkt gegenüber der Leipziger Thomaskirche wird die Straße von einem stattlichen historistischen Geschäftshaus mit dem ungewöhnlichen Namen Kosmos und einem zum Schreien hässlichen Haus aus den 80er Jahren flankiert. Das frühere Datenverarbeitungszentrum stammt aus einer Zeit, als Computertechnik noch EDV genannt wurde und vor Sonne und neugierigen Blicken geschützt werden musste. Um die Ecke geht es an bezaubernd sanierten und unsanierten Gründerzeitfassaden vorbei. 140 Bronzestühle erinnern an die Synagoge, die hier 1938 in der Reichsprogromnacht angezündet wurde. Die jüdische Gemeinde Leipzigs musste daraufhin die baulichen Reste auf eigene Kosten beräumen. Dahinter erstreckt sich die spröde Großplatte, siebengeschossig, ohne Funktionsunterlagerung, in Symbiose mit dem unverzichtbaren Parkplatz. Anwohnerparken, keine Chance für Kneipenbesucher!

Es gibt schönere Straßen in Leipzig, aber wenige, die beliebter wären. Seitdem von den Szenekneipen im Barfußgässchen viel Kneipe und wenig Szene übrig geblieben ist, kommen die Leipziger hierher. In der Gottschedstraße reihen sich die Cafes und Restaurants aneinander. In der Luise ist es ab früh um neun voll, vor dem Kuf kann man abends noch in die letzten Strahlen der untergehenden Sonne blinzeln, vor dem Magapon wird manchmal ein Film gedreht, und wer eine Stunde nach Öffnungszeit keinen Platz im Hof vom Barcelona erwisch hat, kann es für den weiteren Abend vergessen. Dann heißt es weiterwandern in die Tiefe der innere Westvorstadt. Und immer hat gerade eine neue Kneipe aufgemacht.

Auf der Dachterrasse der Gottsched Nummer 12 haben sich Maria Bozzo-Costa, Stefan Rettich, Tom Hobusch und Tobias Franke versammelt, vier Vertreter von L21. Zeitgemäß nennt man das, was sie sind, ein Netzwerk. Ich frage die vier, wer, was, wie L21 ist.

polis: Was heißt L21? Und wie verhält es sich mit dem Untertitel: Initiative zur Förderung zeitgenössischer Planungskultur, der sich, mit Verlaub, in meinen Ohren 20 Jahre älter anhört?

Rettich: L21 steht für Leipzig im 21. Jahrhundert. Wir haben versucht, unser Anliegen auf einen prägnanten Begriff zu bringen, eine Art Label. Als wir uns Anfang 2000 an den Tisch setzten, wollten wir etwas in der Stadt machen. Da war das Problem der Schrumpfung relativ neu, zumindest in der Öffentlichkeit. Und wir dachten, das müsste unser Thema sein. Wir hatten schon den STEP Wohnen (Stadtentwicklungsplan Wohnen, seinerzeit noch im Entwurf, d. Verf.) für die Stadt Leipzig zur Hand gehabt und gedacht, dass dort wenig Konzeptionelles und Programmatisches drinsteckt. Zumindest aus unserer Sicht. So kam der Titel zustande: Initiative zur Förderung zeitgenössischer Planungskultur. Nicht weil wir dachten, dass wir das sofort erfüllen könnten, sondern weil wir der Meinung waren, dass ein Diskurs notwendig ist.

Wer ist L21?

Rettich: Es ist eine Gruppe von Büros, keine Gruppe von Personen, so empfinde ich das. Dazu gehören m.f.s.-architekten, das Kombinat 4, KARO-architekten, s.e.p. und hobusch + kuppardt.

Bozzo-Costa: Man hatte sich irgendwie irgendwann kennen gelernt. Es gab vor zwei, drei Jahren die Leipziger Gespräche. Wir haben in solcherart Situationen aber immer nur wieder andere Architekten

oder Studenten getroffen. Und da war die Lust, in einer anderen Art und Weise über solche Themen und auch mit anderen Leuten zu sprechen. Bei der ersten Veranstaltung waren sogar Leute von der Straße da. Wir haben uns getroffen, gesprochen und ab und zu nachgedacht, ob wir vielleicht irgendetwas gemeinsam machen. Ich kannte nicht alle, du hast die Leute ein bisschen zusammengebracht, Stefan.

Hobusch: Stefan war der Knoten, er kannte fast alle.

Bozzo-Costa: Es war eigentlich eine Nebenbei-Sache. Es sollte auch Spaß machen. Insgesamt war ein bisschen Zufall dabei und wir wollten was zum Thema Leerstand sagen, nicht nur als Architekten, auch als Bürger, als Leipziger.

Rettich: Das waren alles Leute, die gesagt haben, außerhalb der Arbeit muss es noch etwas mehr geben. Vielleicht kann man auch behaupten, dass wir das, was schon da war, was die Architekten und Planer sonst so machen, etwas langweilig fanden.

Wie sieht es aus mit den herkömmlichen Gremien, Verbänden, BDA, Werkbund, Kammer und wie sie alle heißen?

Franke: Das war uns zu wenig Plattform, für uns selbst oder um mit Bürgern in Kontakt zu kommen.

Hobusch: Im Mittelpunkt steht die inhaltliche, nicht die organisatorische Arbeit. Bei L21 gibt es keinerlei Bindungen, Rücksichten oder regelmäßige Termine. Das ist ein bedeutender Unterschied zu einer Vereinsbindung. Bei uns ist auch eine Menge zu tun, aber wir sind eher spontan. Das fällt uns zwar manchmal auf die Füße, aber es kann durchaus sein, dass es einen Anlass gibt, und dann läuft es innerhalb von zwei Wochen.

Wie muss man sich die Arbeitsweise konkret vorstellen?

Hobusch: Es gibt keine sehr festen Arbeitsstrukturen. Jemand gibt einen Impuls rein, man trifft sich, quatscht drüber und es kommt ein Punkt, wo Aufgaben verteilt werden. Es wird auf Zuruf gearbeitet, wer kann, der macht.

Rettich: Es gibt keine Hierarchien, das muss man mal sagen. Es gibt keine Vorreiter. Das ist das wichtigste, dass die Gruppe funktioniert, es gibt niemanden, der sich hervortut.

Franke: So gesehen, sind wir doch mehr eine Gruppe von Leuten als eine Arge von Büros.

Hobusch: Und es sind alle Leute aus allen Büros daran beteiligt. Das korrespondiert mit den Bürostrukturen. Es sind alle Chefs, niemand hat Angestellte. Es gibt verschiedene Arbeitsformen: einerseits große Ausstellungsprojekte, wo unter dem Label L21 verschiedene Einzelarbeiten gezeigt werden. Die andere Arbeitsweise kommt eher einer Arbeitsgemeinschaft gleich. Drei, vier Leute aus verschiedenen Büros arbeiten längere Zeit gemeinsam an einem Thema, wie zum Beispiel für den Leipziger Osten.

Freiberufler geben in der Büropartnerschaft eine sehr enge Bindung ein. Ihr seid Einzelkämpfer, Partnerschaften von zwei, drei, vier, sogar fünf Personen. Was ist mit L21 dazu gekommen, was man mit dem eigenen Büro nicht hat oder schafft?



Bozzo-Costa: Bei uns ist es so, dass L21-Aktionen diejenigen sind, wo alle Partner im Büro zusammenarbeiten. Sonst werden die normalen Projekte von zwei Personen oder allein bearbeitet. Bei L21 sind immer alle dabei. Das sind wichtige Momente, wo das Büro vorankommt.

Franke: Wir waren noch auf der Suche und kamen an unsere Grenzen. Wir brauchten Rückkopplung. Das war ein Anlass für die Zusammenarbeit.

Rettich: Auf unserer ersten Veranstaltung „Boomtown in der Krise“ waren wir sehr unsicher und wollten über die Gesamtstadt nachdenken: 23% Wohnungsleerstand in der Stadt, in der Gründerzeit fast 40%, das sind Fragen, die kann man nicht aus einem Quartier abschließend beurteilen, da muss man mal die Gesamtstadt in Frage stellen. Soll man abreißen oder erst mal vorhalten oder fragen, worin können positive Aspekte liegen, wenn so viel Stadtmasse zur Verfügung steht? Wir haben entschieden, dass jeder für sich ein eigenes Projekt erarbeitet. Das war das Spannende, dass wir über die parallele Arbeit verschiedene Meinungen und Konzepte zusammen getragen haben. Wir haben uns darüber gestritten, haben die verschiedenen Konzepte öffentlich gemacht, damit auch Reibungen in der Öffentlichkeit entstehen. Das hat sich ausgezahlt. Allein zu dem Thema schrumpfende Stadt hätten wir nie solche Ergebnisse erzielen können, ein klassischer Mehrwert.

„Übrigens“, sagt Stefan Rettich, „die innere Einheit ist vollzogen. West und Ost ist kein Thema mehr, nicht einmal in unseren Büropartnerschaften.“ Wir entscheiden, in unserem Gespräch nicht weiter darauf einzugehen. Dabei wäre es interessant gewesen, die Herkunft und Prägungen der einzelnen L21-Mitwirkenden genauer zu erfragen: Woher sie kommen, wo sie aufgewachsen sind, wo sie studiert haben, wie es sie nach Leipzig geweht hat. Aber ‚kein Thema‘ muss man nicht bereden, auch wenn es gerade noch so viel Thema ist, dass es erwähnt werden muss.



In L21 sind ausschließlich Architekten versammelt, aber der urbane Schwerpunkt ist unverkennbar. Woher kommt das?

Rettich: Wir sind alles Architekten, ja. Die Frage ist, wie man Architekt und Architektur definiert. Der Architekt als denkender Mensch, als gesellschaftlich agierender Mensch, so sehe ich es zumindest.

Hobusch: Das ist eine aktuelle Debatte, dass Architekten stärker versuchen, konzeptionell zu arbeiten und ihren Gestaltungswillen hintanstellen. Für uns war die aktuelle Problematik in Leipzig der Ausgangspunkt, ein städtebaulicher Rahmen. Wir schließen die Architektur nicht unbedingt aus, aber momentan liegen die Schwerpunkte eher auf dem Gebiet der Gesamtstadt und in größeren Maßstäben.

Rettich: Offenbar haben wir als Architekten mit dem stattfindenden städtischen Umwälzungsprozess weniger Probleme als die Stadtplaner, die in irgendeiner Form an einem bestimmten Stadtbild hängen. Wir hätten aber grundsätzlich kein Problem damit, wenn ein vermeintlich hässlicher Gewerbebaustein in der Eisenbahnstraße stehen würde. Es ist ja auch zum Teil schon so. Wenn man sich das Tangentenviereck anschaut, wo neue Trassen gebrochen wurden, da steht die Tankstelle neben der alten Fabrik neben dem Supermarkt neben dem Gründerzeithaus. Da entstehen Stadtbilder, die man neu definieren muss. Es ist einfach nicht mehr die klassische Stadt, die klassische Schönheit. Es gibt eine neue Schönheit, die man sich erarbeiten, erlernen muss.

Bozzo-Costa: Das ist ein Prozess, der sowieso läuft. Ikea versucht jetzt, in der Innenstadt ein anderes Bild von sich zu zeigen als die blaue Kiste. Oder nehmen wir Volkswagen, die gläserne Fabrik. Wenn man eine schöne Glaskiste hat, kann sie so wichtig werden wie die Frauenkirche, sogar echter, weil sie zeitgenössisch ist.

Ihr seid kein Verein mit Satzung und Geschäftsordnung. Nicht einmal ein Klub, dazu drängt es Euch zu sehr in die Öffentlichkeit. Überraschend genug, habe ich bei meiner Recherche keine homepage

gefunden. Gibt es gar kein schriftlich niedergelegtes Credo oder Programm? No program?

Rettich: Das erste, was gemacht wurde, war ein Programm. Es gibt also das Einseitenpapier. Da steht drin, wie die Situation von Leipzig im Jahr 2000 war, in der Wechselwirkung zwischen Boomtown und dem fortschreitenden Leerstand. Wir meinten, dass dies nicht als Möglichkeitsraum wahrgenommen wird. Deswegen haben wir unsere Absicht zum Ausdruck gebracht, nach Möglichkeiten zu suchen und positive Ansätze zu finden, das ‚terrain vague‘, das unbekannte Land zu erforschen. Das stand drin. Und dass wir versuchen wollten, eine öffentliche Plattform zu etablieren, in der eine neue Form des Urbanismus, eine neue Form von Stadtverständnis diskutiert werden soll. Dass es nicht das Ziel ist, allgemeingültige Lösungsansätze zu finden, sondern Diskussionen anzuregen, an die Bewohner ranzukommen. Der letzte Satz war: Öffentlichkeit spricht alle an. – Was ist Stadt anderes als Menschen.

Was waren die Meilensteine eurer Arbeit?

Hobusch: Da war zunächst „Boomtown in der Krise“ im Mai 2000, noch vor der großen Schrumpfung- und Stadumbaudebatte in der Öffentlichkeit.

Rettich: Da hat das Kombinat 4 gesagt: Wir müssen auf die Menschen zugehen. Wir können das Problem gar nicht lösen, wenn wir nicht mit ihnen reden. Und m.f.s. hat gesagt, wir müssen das anders kommunizieren. Und da kam dieser Stadtkuchen zustande, ein Live-Experiment.

Frank: Bei der ersten Veranstaltung hatten wir das essbare Stadtmodell. Wir wollten durch Beseitigung etwas positiv besetzen: Wie sieht Leipzig aus, wenn bestimmte Stücke gefressen werden. Wir konnten beobachten, wer sich wo ein Stück rausschneidet. Zum Schluss war noch Reudnitz übrig.

Hobusch: Ich fand es besonders wichtig, analytisch heranzugehen. Dass die Leerstände in den nächsten Jahren nicht abnehmen werden, war nicht in der Öffentlichkeit präsent.

Rettich: Wir mussten zeigen, wie groß das Problem ist und was man für Stadtmodelle daraus entwickeln kann: die perforierte Stadt mit Pocketparks und radialen Grünzügen, besseren Stadtumlandvernetzungen und Chancen, die einzelnen Stadtgebiete in den Grünraum einzubetten. Dann gab es noch eine sehr konservative Lösung: Strg Z, die Großwohnsiedlungen als letzte Etappe der Stadterweiterung zurückzubauen.

Was kam danach?

Hobusch: Aus der ersten hat sich die nächste Veranstaltung entwickelt, es gab keine vorgegebene Themenkette, die man abarbeiten wollte, sondern ein sich Nähern, eine Aufgabe ohne Lösung.

Rettich: Das nächste war im Oktober 2000 die „Ode an die Grünzeit“, der Untertitel hieß: Reflexionen zum STEP Wohnen.

Bozzo-Costa: Es war klar, dass es diesmal um den Osten gehen sollte. Wir wollten untersuchen, was wir nicht kannten. Wir arbeiten nicht im Osten, wir wohnen da nicht. Wir hatten wieder fünf Teilprojekte. Als wir die ausstellten, war der Beigeordnete dabei und ein

paar von der Stadt, und es gab Diskussionen vor dem Modell. Dann haben sie uns anschließend zu einem Gutachterverfahren eingeladen. Da ging es bei L21 los mit Arbeiten in der zweiten Ebene, nicht nur Eintagesveranstaltungen, sondern mehr mit Studiencharakter.

Der Leipziger Osten ist ein schwieriger Stadtteil. Niemand wüsste genau, wo Neuschönefeld aufhört und Reudnitz anfängt, stünde da nicht an der Hauswand: Reudnitzer Rotzer raus! Er ist schwerer zu durchschauen als der regelmäßige Süden, abweisender als das liebliche Gohlis, selbst Plagwitz wirkt inzwischen sauberer. „Schlimmer als Grünau“, sagen manche, die es heute hierher verschlägt, und die sozialen Kennziffern belegen es: Der Osten ist ein Problemgebiet.

Kilometerweit sind die Mietshäuser an der Eisenbahnstraße schnurgerade aufgereiht. Bewegt man sich hingegen auf der Dresdner Straße ostwärts, ist schon unmittelbar hinter dem Gewandhaus eine Auflösung von Stadt zu erkennen, die ich ‚Plasma‘ nenne, seit ich L21 kenne. Der Begriff hilft mir, durch ‚perforierte Stadt‘ zu navigieren. Er trifft überall dort zu, wo sich die lesbaren städtebaulichen Strukturen auflösen – sei es durch alte Kriegswunden, die schnoddrigen DDR-Eingriffe oder geförderte Neuabbrüche. L21 greift damit auf eine abstrakte biologische Metapher zurück, die den Selbstlauf der Stadtentwicklung intendiert. Der Begriff steht für die physische Auflösung städtischer Strukturen, ihre Ausdünnung und das Durchdringen der Reste mit ... tja, womit?

Bestimmte Darstellungen sind hier schon fast ‚state of the art‘: das Rhinoceros vor der Platte, die dekorierten Kisten in innerstädtischer Lage, die Fassadenkletterer an der Ruine. Wird da eine Spaß- und Freizeitgesellschaft vorgestellt, die es in den abgeschmetterten Stadtteilen gar nicht gibt? Ist nicht gerade das Fehlen von Entwicklungsimpulsen Kennzeichen der sich entleerenden Stadtteile? Halten wir die Entleerung nur aus, wenn wir sie gleich wieder als Chance, Freiraum, Potenzial uminterpretieren und mit Nutzungen auffüllen, mit Bedeutung anreichern? Dem Problem der ‚schrumpfenden Städte‘ wären wir so glücklich wieder entronnen, bevor wir es noch richtig erfasst hätten.

Hobusch: Wir haben den Leipziger Osten als Zellmodell dargestellt. Es gibt ein Gefüge, das anders organisiert ist, mit organischen Teilen; feste Grenzen verschwinden. Der Begriff ‚Plasma‘ war plötzlich da und ist bis jetzt ganz schön. Es steht für Gebiete, die stark in Veränderung sind, fast organische Potenziale haben, sich in die eine oder andere Richtung stark verformen können. Deshalb fanden wir den Begriff ganz zutreffend. Es ist immer interessant, was für Assoziationen das hervorruft, es wird sicherlich von anderen Leuten anders aufgenommen. Unsere Absicht war nicht, das besonders abstrakt darzustellen, sondern wir haben versucht, ein Modell zu entwickeln, was für ein Stadtgebiet in Entwicklung stehen könnte.

Rettich: Es geht ja darum, neue Leitbilder zu finden, generell in ganz Deutschland, aber speziell für Ostdeutschland, wo es schon bröckelt. Da ist die Arbeit mit Begriffen sehr wichtig. Das sieht man in der Planergeschichte: die autogerechte Stadt, die gegliederte und aufgelockerte Stadt, die europäische Stadt, die Zwischenstadt stehen schlagwortartig für Inhalte. Man muss Schlagworte finden. Die Stadt löst sich an bestimmten Stellen auf, perforiert sich und man muss diese Perforation programmieren. Die ‚perforierte Stadt‘ war weniger

als ein Leitbild gedacht, sondern eher als eine pragmatische Erklärung für das, was passiert. Wir können da nicht richtig lenken, steuern, eingreifen. Da war mit ‚Kern und Plasma‘ ein organisches Prinzip eingeführt. Es geht nicht darum, dass die Stadt schrumpft, sie atmet, lässt an Dichte nach und füllt sich auch wieder.

Franke: Es meint die Weichheit eines Körpers, in dem Fall eines Stadtkörpers, der sich durch einen Prozess verändern kann. Plasma meint das Nichtgreifbare.

Ich traue dem abstraktes Bild von Plasma sehr viel zu, aber der Reanimation, die da drin steckt, der traue ich nicht recht über den Weg.

Hobusch: Es war kein durchgängiges Profil. Die grafischen Animationen sollten verdeutlichen, dass es dichtere und weniger dichte, grüne Bereiche gibt. Es ist ein Wagnis, solche Bilder zu produzieren. Ein Plan kann sehr kühl besprochen werden, aber solche Bilder gehen emotional an alle Leute ran. Die Leitung ist sehr kurz, bis die Bilder und Inhalte ankommen. Man muss sich der Diskussion aussetzen.

Rettich: Es war wichtig zu provozieren, um die Begriffe zu besetzen. ‚Lust auf Verlust‘ zu provozieren, zeigen, dass etwas nachkommt. Aber man muss die Kritik schon ernst nehmen. Es ist schwer, die Langsamkeit, die Reduktion, das Versteppen von Stadt zu verbildlichen. Es gibt ja auch langsame Idyllen.

Welchen sozialen Gehalt hat das, was Ihr macht?

Bozzo-Costa: Schwierige Frage.

Hobusch: Wir diskutieren das hart. Das sind Themen, die eher im Hintergrund bleiben und in die Arbeitsergebnisse indirekt einfließen. Für mich sind wir persönlich als kleine Familie in dieser Stadt der beste Gradmesser. Das macht es authentisch, dass wir uns in der eigenen Stadt bewegen. Da kann man sich immer die Frage stellen: Würdest du da hingehen, da wohnen wollen? Das ist ein gutes Regulativ.

Bozzo-Costa: Stefan meinte, wenn wir wirklich was ändern wollten, dann müssten alle L21-Mitglieder in den Osten umziehen. Wir nehmen uns einen Block und warten nicht mehr auf Planungen und Fördergelder und Projekte. Wir machen den Anfang.

Aber zum Schluss bleibt man doch an seinem anderen Biotop.

Rettich: Noch mal zu der sozialen Sache. Ich denke, dass wir das anfangs sehr vernachlässigt haben, es aber jetzt ein stärkerer Bestandteil unserer Arbeit wird. Das ist ein Weg, den wir beschreiten. Mittlerweile befassen wir uns komplexer mit Fragen der Deindustrialisierung, der Arbeitslosigkeit und des sozialen Milieus. Aktuell denken wir über Recycling nach, nicht nur von Material, von Stadt, Energie, sondern auch von Bewohnern. Das hört sich hart an. Aber es sind Ressourcen auf ganz verschiedenen Ebenen da, man muss sie nur aktivieren.

Man gewinnt den Eindruck, dass L21 nicht nur für einen bestimmten Inhalt steht, sondern vor allem für eine bestimmte Art der Auseinandersetzung wahrgenommen wird. Welche Aktionen, Events, happenings waren das?

Rettich: Wir hatten einen Stand auf der Immobilienmesse. Wir wollten keine Retro oder eine Projektionsfläche für die einzelnen Büros.

Wir haben dann ein Konzept „Wohnen im Grünen“ gemacht: Die Leute gehen alle zur Immobilienmesse, um sich ein Häuschen auszugucken. Wir haben eine Koje mit Rollrasen ausgelegt, ein Wohnzimmer eingerichtet und haben L21-Projekte, die sich mit Suburbanisierung befassen, ausgestellt. Wir wollten den Zusammenhang zwischen Wachsen am Rand und Schrumpfen inmitten der Stadt darstellen.

Franke: Wir haben das Bild ‚Wohnen auf der grünen Wiese‘ also ganz direkt visualisiert. Im Dezember hatten wir eine kleine Aktion auf dem Weihnachtsmarkt, eine Bescherung. Das war ein Abrisskalender, mit wöchentlichen Abreißblättern voller Gründerzeithäuser. Der Gag dabei ist, den Benutzer zu animieren, ein Haus abzureißen und ihn damit in die Schrumpfungsgeschichte zu involvieren.

Rettich: Dann gab es noch eine Filmreihe zum Thema „Die Stadt im Film“. Die Stadt hatte die Hauptrolle im Film.

Bozzo-Costa: Dazu gehörte der Spaziergang durch Plagwitz über alte und neue Brachen. Da haben die Leute selbst fotografiert, jeder hat Bilder gemacht, und die Bilder sind dann ausgestellt worden.

Rettich: Der Hintergrund war zu fragen: Was für eine Stadt sind wir und werden wir? Da reihen sich die Stadtsparziergänge durch die Hinterzimmer der Gründerzeit ein. Da sich die Stadt plötzlich anders entwickelt, haben wir das erstes Stadtgespräch organisiert mit dem Titel: ‚Im Westen nichts Neues‘. Der große Saal war richtig voll.

Wieviel bedeutet euch Inszenierung? Es ist ganz augenscheinlich, dass es euch in die Öffentlichkeit drängt. Das hat ja leicht was Anrüchiges? Überlagert die Wirkung dann nicht die Haltung, das Ereignis den Inhalt, der Spaß die Debatte? Was steckt dahinter?

Franke: Inszenierungen waren nie Selbstzweck, sondern vom Inhalt bestimmt, daher waren alle irgendwie kopflastig. Es war der Rahmen, das Medium, um mit den Leuten zu reden.

Hobusch: Wichtiges Ziel ist, eine breite Öffentlichkeit zu erreichen. Da muss man überlegen, über welche Formen das funktioniert. Selbst bei sehr seriösen Ausstellungen ist es inzwischen so, dass sich alles nur noch zur Eröffnung trifft, und danach wird die Ausstellung nicht mehr besucht. Man kann seine Arbeit auf den Moment konzentrieren. Das ist eine ganz pragmatische Arbeitsweise.

Rettich: Die Interventionen sind die interessantesten, spannendsten Momente. Die Konfrontation zwingt zum Nachdenken. Über das Experiment entwickelt sich etwas, es wird ein Bewusstsein für eine zeitgenössische Kultur, Planungskultur eben, geschaffen.

Bozzo-Costa: Leipzig ist eine Stadt, wo das gut funktioniert, es gibt selten Städte, wo die Leute so bewusst sind, schon Ost-Berlin wäre ganz anders oder Dresden. In Genua würde sich niemand die Zeit nehmen und fragen, was die hier zu sagen haben. Das ist, was ich unglaublich finde, dieses prägnante Leben der Menschen, die zwei Welten erlebt haben. Leipzig ist etwas Besonderes.